

Famulaturbericht Kirtipur Hospital Oktober - November 2021

Ireen Klemp

Medizinstudentin, Universität Leipzig

Ein weiter Blick über das Kathmandutal und die große Stadt, umringt von grünen Bergen, an guten Tagen mit einem Hauch von den Gipfeln des Himalayas, köstlicher Tee und jede Menge Spaß – das klingt nicht unbedingt nach Arbeit im Krankenhaus, war allerdings immer Bestandteil meiner Famulatur im Kirtipur Hospital. Als erste Studentin nach Beginn der Covid-Pandemie hatte ich die Möglichkeit, einen Monat in dem Krankenhaus auf einem Hügel Süd-westlich von dem trubeligen Treiben Kathmandus zu verbringen und einen Einblick in das nepalesische Gesundheitssystem zu bekommen.

Im Oktober 2021 waren noch immer nicht viele Tourist*Innen in Nepal unterwegs, ich gehörte zu einigen wenigen. Auf den Straßen wurde ich immer wieder angesprochen und umringt, Kinder und Erwachsene begrüßten mich euphorisch und oft wurde ich stückweise auf meinem Arbeitsweg begleitet. Auch im Krankenhaus wurde ich herzlich begrüßt und ich hatte das Gefühl, dass es nicht nur sehr besonders für mich, sondern auch für das Personal war, endlich wieder eine ausländische Studentin im Krankenhaus zu haben. Aufgrund dieser Situation genoss ich eine sehr besondere Situation. Da es kaum andere Praktikant*Innen im Krankenhaus gab, durfte ich rotieren, in den OP-Bereich gehen, den ambulanten oder Stationsbetrieb miterleben, wie ich es wollte und mir vorstellte. Überall fühlte ich mich freundlich begrüßt. Fast täglich wurde ich auf einen Tee eingeladen, immer begleitet von einem netten Gespräch. Dadurch lernte ich nicht nur das medizinische System und die Versorgung der Patient*Innen näher kennen, sondern auch die Menschen, ihre Lebensweise und Kultur, ihre Geschichten und Ansichten.

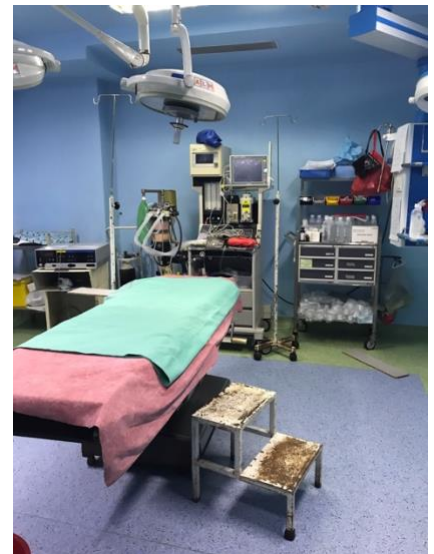


Während meines Praktikums wohnte ich bei einer Gastfamilie in Lalitpur. Morgens lief ich 40 Minuten den Berg hoch, um zum Krankenhaus zu kommen, und am Nachmittag nahm ich oft noch einen Umweg über die Hügel ringsum, die kleinen Straßen und Gassen oder ich schlenderte durch Kirtipur, um die Gegend zu erkunden und auch, um meinen Kopf ein bisschen frei zu bekommen. Meine Gastfamilie integrierte mich liebevoll in ihr Leben und ich durfte ihre Gastfreundschaft täglich genießen. Die gemeinsamen Abende am Küchentisch fand ich besonders schön, wenn wir erzählten und lachten und leckeres nepalesisches (oder auch mal deutsches) Essen kochten. Aber auch sonst war immer eine Menge los. Wir haben Home-Kino veranstaltet, gingen zu einer Blumenausstellung, haben Geburtstag mit einer riesigen Torte und Karaoke und Tanzeinlagen gefeiert, außerdem haben

sie mich während Dashain und Tihar, den wichtigsten Feiertagen, mit zu ihren Großfamilien nach Chitwan in die südlichen Terai-Region genommen. Es war sehr spannend für mich, die Feiertage mit ihren unzähligen Zeremonien und Segnungen zu erleben und Teil der Familie zu sein. Während der Feiertage habe ich frei bekommen und musste nicht ins Krankenhaus, wo während dieser Zeit sowieso nicht besonders viel passiert, da auch die Patient*Innen lieber zu ihren Familien fahren und Krankenhausaufenthalte eher vermeiden. Es war kein Problem, die Tage, die ich verpasst habe, nach der offiziellen Famulaturzeit nachzuholen. Das galt auch, als ich ein paar Tage zusätzlich frei genommen hatte, um zur Hochzeit eines Freundes zu reisen. Ich bin sehr froh, auch diese Erfahrung gesammelt zu haben. 3 Tage dauerten die Zeremonien und die Party, unzählige Menschen kamen als Gäste und es wurde eine Menge gegessen, gesegnet und getanzt.



Die erste Woche meiner Famulatur verbrachte ich in der Gynäkologie und Geburtshilfe. Es gibt 3 verschiedene Bereiche, durch die die Ärzt*Innen rotieren. Im outer patient department, in welches ambulante Patientinnen und Schwangere hauptsächlich für Kontrollen kommen, arbeiten bis zu 6 Ärzt*Innen gleichzeitig im selben Raum parallel, es gibt 2 Liegen, auf welche sich die Patientinnen dann aufteilen. Platz für Privatsphäre gibt es nicht. Die gynäkologische Station ist in verschiedene Bereiche geteilt, es gibt einen Raum für Schwangere, für generelle gynäkologische Fälle und einen für Frauen und Kinder nach der Entbindung. Im OP-Bereich gibt es einen Saal, der hauptsächlich für gynäkologische Operationen vorgesehen ist. Das war auch der Ort, an dem ich am häufigsten war. Während den OPs fanden die Ärzt*Innen oft Zeit, mir die Fälle auf englisch zu erklären und ich hatte die Möglichkeit, viel zu sehen und zu fragen. Am häufigsten wurden Kaiserschnitte durchgeführt, routiniert wurden die Kinder auf die Welt geholt.



Der Arbeitstag in der Gynäkologie begann gegen 10:00 und endete nachmittags, oft gegen 15:00. Morgens nahm ich immer an den Tutorien des Teams der plastischen Chirurgie teil, welche 8:30 starteten und in denen Vorträge zu verschiedenen Themen gehalten wurden. Am spannendsten fand ich die Morbidity & Mortality Konferenz, in welcher das Versterben eines Kindes nach Brandunfall besprochen wurde. Auch ich durfte 2 Vorträge für das Ärzt*Innen-Team halten. Ich hab mich sehr geehrt gefühlt und denke, dass diese Erfahrung wichtig für mich war. Nach den Vorträgen wurde oft noch über die aktuellen Fälle und die anstehenden OPs gesprochen, oder der Professor hat inspirierende Geschichten und Anekdoten aus seinem Leben berichtet. Eine seiner Lieblingsgeschichten, die er wirklich sehr regelmäßig erzählte, war die eines jungen Deutschen, der für medizinische Praktika nach Nepal reiste, sich der Situation annahm und sich in das Land verliebte,

jetzt Pulmologe in Deutschland ist und große Hilfen im medizinischen Bereich in Nepal leistet – Dr. Arne Drews, NepalMed-Gründer. An dieser Stelle durfte ich den Professor jedes Mal unterstützen und seinen deutschen Namen richtig aussprechen.



Begeistert und motiviert durch die täglichen Morgenkonferenzen, entschloss ich mich, meine restliche Zeit in der Plastischen Chirurgie und im Burn Center zu verbringen. Ich wurde so herzlich in das Team integriert, dass es mich überhaupt nicht störte, ein Praktikum im chirurgischen Bereich zu absolvieren, obwohl Chirurgie wirklich gar nicht meinen Interessen entspricht. Ich muss allerdings auch sagen, dass ich überhaupt nicht auf das vorbereitet war, was ich dort erlebte. An meinem ersten Tag ging ich direkt ins Burn Center und in den OP-Bereich. Dieser besteht aus 2 Räumen, mit einer einfachen Ausstattung und großen Fenstern, um die Sonne als Lichtquelle zu benutzen. Innerhalb kurzer Zeit behandelten wir mehrere Fälle, die Geschwindigkeit des Teams schien mir unglaublich. Manche Patient*Innen benötigten nur einen Wechsel der Verbände und eine Reinigung der Wunden, andere waren deutlich komplexer. Mir wurde direkt gesagt, ich solle Handschuhe anziehen oder mich steril machen, um zu assistieren. Die Verletzungen waren teilweise extrem großflächig und tief, das Skelettsystem oder die Atemwege konnten ebenfalls betroffen sein. Menschen jeglichen Alters kamen in den OP, von kleinsten Kindern bis erwachsenen Menschen. Ich war schockiert und traurig über die Ausmaße der Verbrennungen, ich hatte so etwas vorher noch nie gesehen. Während meiner Zeit dort habe ich fast jeden Tag schwere Schicksale gesehen und bei der Behandlung von extremen Fällen assistiert. Ich hatte oft Tränen in den Augen, manchmal musste ich weinen und kurz aus dem Raum gehen. Ich wurde nie gezwungen zu assistieren oder zu bleiben, ich hatte jederzeit das Gefühl, dass ich gehen konnte, sobald es zu viel werden würde. Dass das Team so freundlich war und ich mich wohl fühlte, hat mir sehr geholfen und ich bin dann doch immer geblieben, habe während den OPs viel gemacht und assistiert, deutlich mehr als ich es aus Deutschland kannte. Das Assistieren reichte vom Halten einer Taschenlampe, als das Licht ausgefallen war, bis zum Knochensägen bei einer Amputation, und vielem mehr. Nach der OP-Zeit saßen wir oft noch zusammen und tranken Tee oder aßen Momos (eine sehr beliebte Art gefüllter Teigtaschen) und hatten eine Menge Spaß. Dadurch konnte ich auch gut abschalten und auf andere Gedanken kommen, sodass ich den Krankenhausalltag nicht mit nach Hause nahm. Hier war auch mein langer Weg zurück sehr hilfreich. Ich hätte auch öffentliche Busse benutzen können, aber ich genoss viel mehr die schöne Landschaft und die freundlichen Menschen auf den Straßen, während ich durch die Gegend lief.



Wenn ich Freund*Innen aus Deutschland erzählte, dass ich in der plastischen Chirurgie famuliere, dachten viele erstmal an ästhetische Chirurgie, Nasen und Brüste, und was so dazugehört. Im Kirtipur Hospital gehört das nicht zum Alltag. Hauptsächlich habe ich OPs an den Extremitäten miterlebt. Verletzungen nach Unfällen und Tierbissen gehören zum Alltag, Flaps und Grafts werden routinemäßig operiert. An die plastische Chirurgie ist auch das Cleft Center angegliedert, deswegen durfte ich auch den beiden spezialisierten Chirurginnen bei Operationen von Lippen-, Kiefer- und Gaumenspalten assistieren. Während den OPs wurde oft nepalesische Musik über einen kleinen Bluetooth Lautsprecher gehört, aber auch Chartmusik aus Europa fand den Weg in den Saal. Das ärztliche Team sprach sehr gutes Englisch, Kommunikation war meist kein Problem. Während langer OPs nutzen wir die Zeit, um uns gegenseitig unsere jeweilige Sprache beizubringen. Natürlich sind nicht alle Ärztinnen und Ärzte so offen, kommunikativ und lustig wie andere. Oft war Eigeninitiative nützlich, um in besseren Kontakt zu kommen und das eigene Interesse zu signalisieren. Ich stellte so viele Fragen wie möglich, um an mich zu erinnern und Erklärungen zu bekommen, wenn teilweise nur auf nepali kommuniziert wurde. Ich traute mich auch, auf spaßige Andeutungen einzugehen und lustige Situationen mitzumachen, auch wenn das manchmal auf meine Kosten ging. Oft genug ging es allerdings gegen eigene Kollegen. Am Ende fühlte ich mich so aufgenommen im Team, dass es mir schwer fiel, mich am letzten Tag wirklich zu verabschieden. Ich habe sehr viel Respekt vor der Arbeit, die im Kirtipur Hospital geleistet wird. Trotz vieler Schwierigkeiten, mangelnden Ressourcen und schwersten Schicksalen wird hier Menschen in einem großen Umfang geholfen. Täglich musste improvisiert werden, die Handschuhe waren regelmäßig leer, Geräte haben immer mal ausgesetzt, Lampen haben nicht funktioniert und so weiter. Trotzdem wurde immer eine Lösung gefunden. Gegen Ende der Famulatur wurde ich immer wieder gefragt, wie es mir gefallen hat und ob ich etwas gelernt habe. Beides kann ich definitiv mit ja beantworten. Es war eine sehr wichtige Erfahrung für mich und ich durfte sehr viel erleben und auch selbst angehen. Vielleicht habe ich fachlich nicht so viel mitnehmen können wie in einer Famulatur in einem deutschen Krankenhaus. Aber ich habe gesehen, wie ein anderes medizinisches System funktioniert, wie man mit einfachen Mitteln große Hilfe leisten kann und mit welcher Motivation die Menschen hier ihrer Arbeit nachgehen. Nicht nur die Famulatur an sich hat mir sehr viel Spaß gemacht, auch die Menschen, das Land, die Kultur und die nepalesische Gastfreundschaft versüßen mir das Leben hier. Ich bin sehr froh, noch viel Zeit eingeplant zu haben, um das Land zu erkunden und durch die Berge zu wandern. Ich bin gespannt auf die Abenteuer, die hier noch auf mich warten!

